

Ein Fall für den Jäger

Der Fuchs breitet sich aus und bedroht das Überleben seltener Tiere. Jetzt fordern sogar Naturschützer den Griff zum Jagdgewehr. *Von Hansjakob Baumgartner*

Der Klettgau im Kanton Schaffhausen ist ein Musterbeispiel für erfolgreiche Biodiversitäts-Projekte im Agrarland. Die ersten Buntbrachen der Schweiz erblühten hier, heute prägen sie das Landschaftsbild. Vielfalt herrscht auch in den Niederhecken, den krautreichen Säumen und den trockenen Magerwiesen. Ihretwegen ist die Schaffhauser Kornkammer ein wahrer Ballungsraum für Hasen und Lerchen geworden.

Ähnliches gilt für die Genfer Champagne. Der Brutbestand des Schwarzkehlchens verdreifachte sich, die Dorngrasmücke wurde gar achtmal häufiger, und auch die Grauammer legte kräftig zu. Die drei Vögel sind typisch für vielfältige Kulturlandschaften und bei uns nur noch selten anzutreffen.

Vor dem Aussterben

Doch ausgerechnet der Vogel, für den all die Ökoflächen vorrangig angelegt wurden, hat nicht profitiert: Das Rebhuhn steht in beiden Gebieten kurz vor dem Aussterben. Wiederholt hat man in den letzten Jahren versucht, die Restpopulationen durch Aussetzungen zu stützen, doch der Effekt verpuffte jeweils rasch. 2008 brüteten im Klettgau noch fünf Paare, etwa ebenso viele waren es in der Champagne.

Am Lebensraum kann es nicht liegen: «Beide Gebiete bieten zumindest kleinflächig günstige Brutbedingungen für das Rebhuhn», sagt Markus Jenny von der Schweizerischen Vogelwarte, der das Klettgauer Projekt wissenschaftlich betreut. Dennoch ist der Bruterfolg zu gering, um den Bestand stabil zu halten. Das hat eine einfache

Der Fuchs ist das Gegenteil von einem Spezialisten: Ist eine

Beuteart verschwunden, findet er einen Ersatz.

Ursache: Ein Grossteil der Gelege fällt Füchsen zum Opfer.

«Die Füchse suchen die Ökoflächen gezielt auf, weil sie gelernt haben, dass sich hier viele Mäuse tummeln», berichtet Jenny. Ein Rebhuhn-Gelege ist dann ein eher zufällig gefundenes Fressen, was angesichts der geringen Zahl der Nester zu einem Totalverlust der Population führen kann – zumal oft auch die Henne getötet wird.

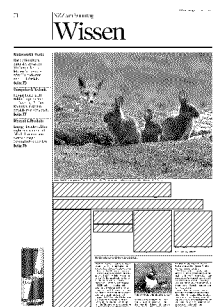
Dass ein Raubtier zur existenziellen Bedrohung für eine Beutetierart werden kann, ist eine Erfahrung, die man in Naturschutzkreisen nur widerstrebend zur Kenntnis nimmt. Man müsse nur für geeignete Lebensräume sorgen,

dann löse sich das Problem von selbst, war bisher die Lehrmeinung. Zwischen Räuber und Beute pendle sich dann ein natürliches Gleichgewicht ein.

Allesfresser im Vorteil

Bei spezialisierten Beutegreifern trifft dies auch stets zu: Lange bevor ein Luchs das letzte Reh gerissen hat, sorgt der Nahrungsmangel für eine Korrektur seines Bestandes nach unten. Die Rehpopulation kann sich dann erholen. Doch der Fuchs ist das Gegenteil eines Spezialisten. Auch wenn eine Beuteart verschwunden ist, findet er noch Futter in Hülle und Fülle. Die Überflusgesellschaft begünstigt Allesfresser wie ihn. Heute bevölkern denn auch sehr viel mehr Füchse die Landschaft als vor einigen Jahrzehnten.

Umgekehrt verlief die Entwicklung beim Rebhuhn. In den 1960er Jahren lebten noch um die 10 000 Hühner in der Schweiz. Danach brachten die Umwälzungen in der Landwirtschaft die Landschaftselemente zum Verschwin-



den, auf die der Feldvogel angewiesen ist. Zum Verhängnis der bereits dezimierten Bestände wurde schliesslich der Fuchs. Und jetzt verhindert er, dass es mit dem Rebhuhn wieder aufwärtsgeht: Das Rebhuhn steckt in der Raubtierfalle.

«Biotop-Aufwertung allein reicht nicht, um bedrohte Arten des Kulturlandes zu erhalten. Raubtier-Management muss ein integraler Bestandteil der Schutzbemühungen sein.» Zu Deutsch: Der Fuchs ist ein Fall für den Jäger. Diese Ansicht vertrat Francis Buner vom englischen Game and Wildlife Conservation Trust unlängst an der

Jahrestagung der Schweizerischen Gesellschaft für Wildtierbiologie (SGW). Zum Beleg präsentierte er Ergebnisse von Langzeitexperimenten in England, bei denen der Einfluss von Fleischfressern auf die Bestandesentwicklung ihrer Beutearten untersucht wurde – Fuchs, Hermelin, Krähen auf der einen, Hase, Rebhuhn auf der anderen Seite.

In je einem Gebiet mit und ohne vorgängige Biotop-Aufwertung wurde ein Wildhüter damit beauftragt, alle Beutegreifer rigoros zu bejagen. Prompt verdoppelte sich der Bruterfolg der ansässigen Rebhühner, und auch die Hasen vermehrten sich wacker. Nach drei Jahren wurde die Bejagung eingestellt, die Fleischfresser kehrten zurück. Innert Kürze brachen die Bestände der Beutetierarten wieder ein, im aufgewerteten Lebensraum etwas weniger drastisch als im Vergleichsgebiet.

Aufschlussreich ist auch der Aus-

gang eines ungeplanten Experimentes im Kanton Genf. Hier hatte die Räude gebietsweise alle Füchse dahingerafft. In der Folge stieg der Hasenbestand in den betroffenen Gebieten steil an und erreichte für hiesige Verhältnisse geradezu sensationelle Werte. Und er blieb auch oben, als die Seuche abgeflaut

und die Füchse zurückgekehrt waren. Offenbar schaffe es der Fuchs, einen tiefen Hasenbestand tief zu halten, nicht aber, einen hohen zu reduzieren, vermutet der Genfer Jagdinspektor Gottlieb Dändliker. Ab einer Grösse von 60 bis 100 Paaren könne eine Rebhuhn-Population dem Raubtierdruck standhalten, glaubt auch Markus Jenny von der Schweizerischen Vogelwarte.

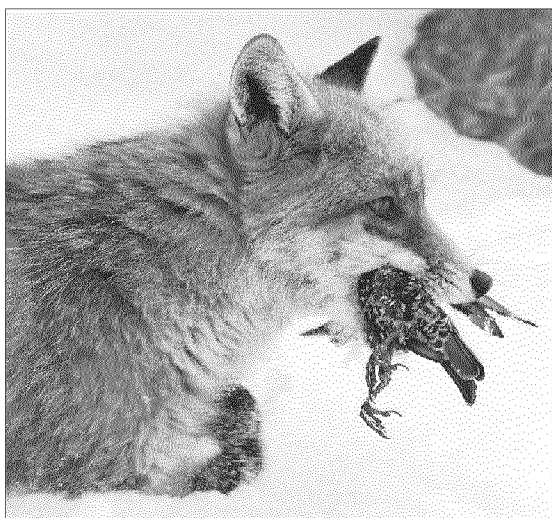
Muss man den Fuchs deshalb mit dem Gewehr kurzhalten, bis diese kritische Grösse erreicht ist? Dieser Schluss liegt nahe. Doch im Kanton Genf versucht man es jetzt nochmals ohne die Jagd. Durch Aussetzungen soll rasch ein robuster Brutbestand aufgebaut werden. Anders als bei den bisherigen Aktionen, bei denen höchstens einige Dutzend Hühner freigelassen wurden, geschieht es diesmal im grossen Stil. Mehr als 200 waren es in diesem Herbst, in einem Jahr will man nochmals mindestens so viele nachschieben.

«Ich hoffe, dass dieser Befreiungsschlag aus der Raubtierfalle gelingt», sagt Markus Jenny. Allerdings kenne er in ganz Europa kein einziges erfolgreiches Rebhuhn-Projekt, das ohne eine konsequente Bejagung der Fuchsbestände auskomme.

Lieferschein Nr.: 4483197 Medien Nr.: 6637 Medienausgabe Nr.: 960932 Objekt Nr.: 20910851 Subobjekt Nr.: 2 Tektoren Nr.: 28 Abo Nr.: 1067498 Treffer Nr.: 33397092



Warum hast du so ein grosses Maul? Ein Fuchs und drei Wildkaninchen – weiteres Schicksal leider unbekannt. (NPL/Arco)



Ob Kaninchen oder Vögel: Füchse sind Allesfresser. (F. Liverani/Nature Picture Library)

Elektrozäune schützen den Kiebitz

Im Wauwilermoos (LU), einer Ackerlandschaft auf entwässertem Moorboden, lebt die letzte grössere Kiebitzkolonie der Schweiz. 20 bis 30 Paare sind es zurzeit. Auch hier kam bis vor kurzem kaum ein Jungvogel auf. Die Mehrheit wurde noch vor dem Schlüpfen entweder von Landmaschinen überrollt oder landete im Magen eines Fuchses oder einer Krähe.

2005 markierten Mitarbeiter der Vogelwarte jedes Bodennest mit einer Stange, so dass die Landwirte es umfahren konnten. Prompt sanken die Verluste durch Landmaschinen gegen null.

Gegen die Füchse helfen Elektrozaune. Allerdings reicht es nicht, die Nester

Lieferschein Nr.: 4483197 Medien Nr.: 6637 Medienausgabe Nr.: 960932 Objekt Nr.: 20910851 Subobjekt Nr.: 3 Iktoren Nr.: 28 Abo Nr.: 1067498 Treffer Nr.: 33397092

fuchssicher zu machen. Auch die noch nicht flugfähigen Küken sind eine leichte Beute. Deren Nahrungsflächen müssen



Kiebitz mit Küken, Neusiedler See. (Arco)

deshalb ebenfalls eingezäunt werden. Zum Glück sind die Raumannsprüche einer Kiebitzfamilie bescheiden. Um die ganze Kolonie im Wauwilermoos zu

schützen, musste der Zaun um eine Fläche von etwa einem Drittel Quadratkilometer gezogen werden.

2008 reichte der Bruterfolg wieder knapp aus, um die Population im Gleichgewicht zu halten. Doch der Aufwand war gross. Jedes Mal, wenn ein Landwirt auf den Acker fuhr, musste der Zaun abgebaut und danach vor Einbruch der Nacht wieder aufgestellt werden – und dies von April bis Ende Juni.

Dennoch will man im kommenden Jahr mit den Schutzmassnahmen fortfahren. Denn ohne Unterstützung hat der Kiebitz bei uns wohl keine Chance: Für Populationen, die gross genug wären, um den Raubtierdruck zu verkraften, fehlt es an geeigneten Lebensräumen.

Hansjakob Baumgartner